

HUSTENREIZ

(aus dem Jahre 2004)

Husten, das unwillkürliche explosionsartige Ausstoßen von Luft, die natürliche Reaktion des Körpers, um die Atemwege von Substanzen zu reinigen, die diese belegen oder verengen könnten - so in etwa lautet die genauere Definition - kann sich wahrhaftig zu einem waschechten Problem entwickeln, wenn man es zu lange unterdrückt. Diese unliebsame Erkenntnis erlangte ich in dem Augenblick, als das stetige Kribbeln in meinem Hals, sich plötzlich in ein forderndes Kratzen verwandelte. Es war, als hätte eine Substanz bewaffnet mit einer Nagelwalze - so kam es mir jedenfalls vor - sich in meinem Rachenraum niedergelassen, um ein Gefühl auf die Spitze zu treiben, das schon seitdem ich den Saal betreten hatte, mein ständiger Begleiter war.

Das anfängliche Unbehagen, was dem Begriff Lampenfieber wahrscheinlich sehr nahe kam, hatte sich in eine unerträgliche Anspannung verwandelt, die meinen Körper so verkrampfen ließ, dass es in sämtlichen Muskeln schmerzte. Selbst meine Füße, die mir bis vor wenigen Minuten noch als wippendes Druckablassventil über meine Nervosität hinweg geholfen hatten, waren in meinen neuen Schuhen (die ich mir extra für diesen Anlass gekauft hatte) zu zwei leblosen dicht aneinander klebenden Kloben erstarrt.

Doch es war nicht allein die Sorge einem unkontrollierten Hustenanfall zum Opfer zu fallen, dass ich mich plötzlich so unwohl fühlte. Es lag auch nicht an dem aufgeschlagenen Buch, aus dem ich gerade vorlas – der Grund, warum sich meine Kehle wie eine trockene Wüste anfühlte und warum ich mich deshalb auch buchstäblich nach dem Glas Wasser zu meiner Rechten verzehrte. Es war auch nicht das wuchtige Pult, an dem ich saß und mir dabei fast, wie ein Winzling am Schreibtisch von Rübezahl vorkam. Es lag auch nicht an dieser grellen Tischleuchte, die seit etlicher Zeit und in einem ziemlich ungünstigen Winkel meinem Gesicht entgegen glühte. Und es war auch nicht dieser unbequeme Stuhl, der sich unter meinem Gesäß wie ein kalter Stahlklotz anfühlte und der mich deshalb auch immer wieder dazu zwang meine Sitzposition in eine Erträglichere zu ändern. (Nebenbei bemerkt: Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt nicht gewusst, wie viele einzelne Stellen eines menschlichen Hinterteils, allein nur durch das Sitzen auf einem harten Stuhl zu schmerzen beginnen konnten.)

Das eigentliche Problem befand sich auf der anderen Seite des Raumes. Es saß mir geradewegs gegenüber, auf Stühlen verteilt, in einem Halbkreis um meinen Tisch angeordnet und es beobachtete mich mit stechenden Blicken.

Es gibt doch keine persönlichere Art und Weise sein eigenes Buch zu bewerben, indem man es live der Öffentlichkeit präsentiert und es wäre doch toll, wenn du damit in deinem eigenen Wohnort anfangen könntest, so hatte Johanna Rosenbaum es gesagt und es war auch das einzige Argument, dass mich überzeugen konnte, mich an einem Freitagabend in einen Raum des Lanzenberger Gemeindehauses zu

setzen und der Dorfgemeinschaft einen Abschnitt aus meinem Buch vorzutragen. BLÜTENSTAUB, so lautete der Titel dieser Komödie, in der es um die scherzhafte Darstellung der größten menschlichen Schwäche, um die Liebe, ging. Es war mein erstes veröffentlichtes Buch und somit auch meine erste Lesung vor Publikum. Und so wie ich mich in diesem Augenblick fühlte, war ich mir ziemlich sicher, dass es auch meine Letzte gewesen sein würde. Irgendetwas stimmte nicht. Die Menschen in diesem Saal hatten etwas an sich, was ich noch nicht richtig definieren konnte. Es war noch zu fadenscheinig, um es in Worte fassen zu können. Aber mit jeder weiteren Sekunde, die ich zusammen mit diesen Leuten in diesem Raum verbringen musste, stieg meine Befürchtung, dass es nichts Gutes war. Das war beunruhigend. Nein, mehr als das, es macht mir Angst.

Dieses plötzliche Rampenlicht machte mir Angst und ich wünschte mir auf einmal nichts sehnlicher, als die Zeit zurück, als noch niemand etwas von meiner heimlichen Leidenschaft geahnt hatte. Die Zeit, in der es noch niemanden interessierte, dass ich dafür manchmal tagelang das Haus nicht verließ, nicht ans Telefon ging und eigentlich nur noch auf dem Klingelschild meines Hauses existierte. Nicht mehr existent für die reale Welt zu sein, niemand sehen und hören zu müssen, von niemand gesehen und gehört zu werden, das waren die optimalen Verhältnisse, um im Verborgenen das tun zu, was man eben nur dann tun konnte, wenn man alleine war.

Ein Teenager, dessen Eltern erstmals ohne ihn über das Wochenende in den Harz fahren, würde diese optimalen Verhältnisse vielleicht nutzen, um zwei Tage lang die Anarchie ausbrechen zu lassen. Er würde sämtliche Regeln brechen, die fettige Pizza mit den Fingern essen, ohne diese vorher gewaschen zu haben. Er würde dabei die Füße auf den Tisch legen, den Teppichboden voll krümeln, und abends den Fernseher weitaus länger als zweiundzwanzig Uhr laufen lassen. Vielleicht würde er auch mit Mamas teurer Porzellanente im Arm zu Sunrise Avenue abrocken, während er ihre strafenden Blicke auf den Familienfotos an der Wand verhöhnte. Vielleicht würde er im Anschluss noch ins Elternschlafzimmer gehen, um sich Papas schlecht versteckte Playboyhefte anzusehen. Egal was er auch in dieser Zeit tat, er würde diese kurzzeitige Gesetzlosigkeit ausnutzen, um all das zu tun, was verboten war, oder sich auch nur verboten anfühlte und er würde helle Freude daran haben.

Auch ich hatte helle Freude daran, wenn ich in meinem Arbeitszimmer das tat, was ich eigentlich immer tat, wenn ich alleine war, und seitdem ich wieder in Lanzenberg wohnte, war ich oft alleine. Das Resultat dieses Alleinseins war grundsätzlich nichts Verbotenes, das wusste ich, aber es war dennoch etwas, was ich lieber im Verborgenen halten wollte. Vielleicht, weil es sich manchmal doch verboten anfühlte, wenn ich mich voll und ganz meinen Gedanken und Vorstellungskräften hingab? Ich war eine erwachsene Frau, mittlerweile schon Anfang dreißig, das war nicht gerade ein Alter, in dem man sich üblicherweise in Fantasiewelten bewegte, die manchmal fern ab jeglicher Realität waren. Aber ich tat es dennoch und ich schrieb Geschichten darüber. Ich konnte gar nicht anders, es war wie eine Sucht. Eine Art Gut-Fühl-Dämon, der mich beherrschte und meine Sinne betäubte, wenn ich in eine andere

und viel bessere Welt eintauchte, in der Kummer und Leid ebenso wenig Platz hatten, wie Ängste und Schicksalsschläge. Der alltägliche Horror, er wurde in meiner Welt einfach zu Metaphern des Ulks, und er verlor für mich somit auf sanfte Weise seine grauenhafte Bedeutung. Und dieses Blendwerk meiner Fantasie in Form von humorvollen Geschichten niederzuschreiben, das war meine Form der Anarchie, die ich während dieser optimalen Verhältnisse auslebte und von der vorher niemand auch nur annähernd etwas geahnt hatte. Und ich bin mir sicher, dass es auch noch lange so geblieben wäre, wenn Johanna Rosenbaum mich nicht vor weniger als sechs Monaten, während einer dieser optimalen Phasen gestört und durch einen dummen Zufall an das Manuskript von BLÜTENSTAUB gelangt wäre.

Ich hatte den Roman damals wenige Tage zuvor beendet, befand die Geschichte letztendlich aber für so schlecht, dass ich die ganze Story einfach ins Altpapier beförderte. Natürlich war das nicht der Platz, an dem meine fertigen Geschichten üblicherweise landeten. Hin und wieder hatte ich schon darüber nachgedacht den Schritt zu wagen, und ein fertiggestelltes Manuskript an einen entsprechenden Verlag zu senden. Dieser Gedanke kam meist dann, wenn ich nach Wochen oder Monaten endlich ein ENDE unter eine Geschichte geschrieben hatte und ich mir im Anschluss die, Wofür?-Frage stellte. Aber allein die Vorstellung daran hielt mich ab, wie ein Lektor eines Verlages die erste Seite überfliegt, seufzend einen Schluck aus seiner Kaffeetasse nimmt und sagt: *„Mann, selten so eine Scheiße gelesen!“* und dann würde er das Manuskript wieder schließen, sich nochmals den Namen des Verfassers anschauen und sagen: *„Lisa Sander, aus Lanzenberg. Sieh es ein, du bist und bleibst unfähig! Dein Name wird niemals bekannter werden, als die der gescheiterten Kandidaten einer Talentshow.“*

Damit war der Ofen dann auch schon wieder aus. Die Wozu?-Frage wich einer großen schweren Eichtruhe. Dieses Familienerbstück war eine Art heiliger Schrein, in dem all meine Niederschriften letztendlich ihr wahres Ende fanden. Ausgenommen BLÜTENSTAUB, diese Geschichte hatte in meinen Augen noch nicht einmal die kostbare Truhe verdient.

Doch dann zog Johanna plötzlich das mit Wollfäden zusammengehaltene Bündel Blätter aus dem Stapel Altpapier, den ich für den nächsten Gang zur Mülltonne zurechtgelegt hatte. Mein Gefühl war in diesem Augenblick wie eingefroren. Ein kurzzeitiger Schockzustand, sowie er meist dann auftrat, wenn man überraschend mit einem Beweisstück einer vertuschten Schandtats konfrontiert wurde. Eben ein solcher, der neben plötzlichen Schweißausbrüchen häufig auch den üblichen Satz *„Ich kann das erklären!“* mit sich brachte. Aber ich wollte es gar nicht erst so weit kommen lassen, ihr irgendetwas erklären zu müssen.

In meinem ersten Entsetzten hatte ich einfach versucht ihr das Skript aus der Hand zu reißen, stellte aber fest, dass ich mir dabei nicht sehr viel Mühe gab. Es war wie, als würde irgendein Teil von mir plötzlich wollen, dass Johanna diese Geschichte las, der andere Part wollte das dann auch wieder nicht. Es war wieder eine Mischung aus Stolz und Schüchternheit. Wobei bei dieser Geschichte die Schüchternheit den Stolz

bei Weitem überragte, denn ich war nicht wirklich stolz auf diese Liebesgeschichte, in der eine junge Frau das Verliebtsein eher wie eine quälende Psychose erlebte, die am Ende fast schon an Schizophrenie grenzte. Ich fand die Idee, einer von Gefühlen geplagten Frau inneren Stimmen zu geben, die ich zum einen Goodgirl und zum anderen Badgirl getauft hatte, nicht nur abgedroschen, sondern auch ziemlich ... schrecklich. Ich wollte humoristisch schreiben, vielleicht war mir das auch in BLÜTENSTAUB gelungen, aber dennoch hatte ich während des Schreibens kein gutes Gefühl. Der Gut-Fühl-Dämon wich mit jeder weiteren Seite, die ich schrieb und am Ende hatte sich meine Form der Anarchie nicht nur verboten, sondern sogar richtig falsch an gefühlt.

Johanna hatte meinen halbherzigen Kampf um das Manuskript schnell gewonnen. Sie riss diese scheinbar nahezu unglaubliche Entdeckung an sich und begann völlig unbeeindruckt von meinen Einwänden, die erste Seite zu lesen begonnen. Eine unerträgliche Situation, die mich fast dazu gebracht hätte fluchtartig den Raum zu verlassen. Ich wollte nicht den gefürchteten Lektoren Gesichtsausdruck in ihrem Gesicht sehen müssen. Johanna war keine besonders gute Schauspielerin. Sie gehörte zu der Sorte Mensch, die ohne es zu wollen, ihren Unmut über die Körpersprache zum Ausdruck brachten. Und wenn Johannas Körper Beanstandungen aussprach, dann tat er es mit jedem einzelnen Teil.

Ich blieb. Ich rechnete zwar mit dem Schlimmsten, aber ich blieb tapfer neben ihr sitzen und nahm mir vor es mit Fassung zu tragen. Ich würde Johannas Kritik hinnehmen und diese dann mitsamt dem Manuskript einfach in die Tonne werfen. Nach unerträglich langen Minuten hatte Johanna plötzlich aufgesehen und mich mit offenem Mund und Augen angestarrt. *„Lisa Sander schreibt Geschichten und ich weiß nichts davon?“*

Und während sie das sagte, hatte es den Anschein, als versuche sie, meine ganze Persönlichkeit neu zu definieren. Es schwebten plötzlich viele stumme Fragen im Raum, und es lag dieser *„So kenne ich dich gar nicht!“* Ausdruck in ihren Augen. Und auch wenn ich zunächst nicht verstanden hatte, warum ich es tat, aber ich hatte diesen ganz speziellen Ausdruck genossen. Ich hatte ihn genossen, weil er nichts Abwertendes hatte. Im Gegenteil, Johanna schien begeistert, und als sie schließlich sagte: *„Lisa Schätzchen, das ist richtig gut!“* hatte die Wozu?-Frage plötzlich eine ganz neue Bedeutung für mich bekommen. Ich hatte eine Geschichte geschrieben - wenn auch in meinen Augen eine ziemlich schlechte - deren Anfang schon mal einer Johanna Rosenbaum gefiel. Das war gut. Nein, das war sogar überwältigend und sehr viel angenehmer, als dieser niederschmetternde Lektoren-Gedanke.

Damals hatte ich noch nicht einmal annähernd geahnt, dass Johanna mich mit ihrem plötzlichen Enthusiasmus dazu brachte, ein überzeugendes Exposé zu Blütenstaub zu schreiben und es schließlich einigen Verlagen zur Verfügung zu stellen. Sechs Monate lang tat sich nichts, und ich hatte diese Geschichte schon fast vergessen, als plötzlich dieser Brief eines Kleinverlages ins Haus flatterte. Und dieser Brief brachte mir nicht nur große Verblüffung, sondern auch gleich meinen ersten Autorenvertrag.

Die Auflage war nicht besonders hoch gewesen, aber immerhin so hoch, dass mindestens die Hälfte der Menschen, die sich an diesem Freitagabend im Gemeindehaus eingefunden hatten, ein solches Exemplar auf ihrem Schoß liegen hatten.

Und dieses bescheuerte Buch, mit dem bescheuerten rosafarbenen Einband nun in den Händen oder auf dem Schoß liegend oder aus Taschen blitzend zu sehen, war ein Anblick, mit dem ich mehr zu kämpfen hatte, als mit der eigentlichen Tatsache, für Marketing Zwecke in der Öffentlichkeit aus genau diesem Buch vorzulesen zu müssen. Ich hatte ein Buch geschrieben und die Menschen in diesem Raum hatten es gekauft. Und es war anzunehmen, dass sie es auch gelesen hatten. Es fühlte sich so unwirklich und so fremd an. Das grenzte nicht nur an Bloßstellung, sondern war zugleich auch irgendwie unheimlich. Und genau dieses Unheimliche schien sich an diesem Abend zu einem großen unguten Etwas zusammenzubrauen, denn diese stechende Aufmerksamkeit brannte plötzlich wie Feuer auf meiner Seele. Das, was sich zuvor noch zu unwirklich anfühlte, um es beschreiben zu können, bekam langsam eine dünne Silhouette. Es war fast greifbar, aber ich scheute mich, es zu berühren. Es war bedrohlich. Und dieses Kratzen im Hals versetzte dieser Bedrohung einen unaufhaltsamen Countdown.

„Wer unsicher ist, macht Fehler und wer Fehler macht, kann sehr schnell zum Gespött einer ganzen Nation werden!“ Ich hatte keine Ahnung, woher diese Gewissheit auf einmal kam, und ich hätte in diesem Augenblick auch gern auf sie verzichtet. Aber sie war da, und sie ließ sich auch so ohne Weiteres nicht wieder verdrängen, denn ich fühlte mich wahrhaftig unsicher. Das Problem lag immer noch auf der anderen Seite des Raumes. Dort, wo diese Stühle im Halbkreis aufgereiht waren. Ein Anblick, der mich schon seitdem ich den Saal betreten hatte, an ein höhnisches Grinsen erinnerte. Ich hatte versucht es zu ignorieren, aber es war dennoch da. Das Grinsen einer Lanzenberger Nation, in dem ich immer wieder diese vielen spitzfindigen Spottzähne aufblitzen sehen konnte. Spottzähne, die so verdammt gefährlich werden konnten, wenn sie nach einem schnappten. Und die Lanzenberger Dorfgemeinschaft war besonders geübt im Schnappen, das wusste ich. Ich hatte es damals oft genug erlebt. Vielleicht schon zu oft, als dass ich mir ihrer Gefährlichkeit nicht mehr bewusst gewesen wäre. Und auch, wenn ich ihnen bis zuletzt fünfzehn Jahre lang den Rücken gekehrt hatte, wussten sie immer noch, wer ich war. Sie hatten mich nicht vergessen.

Ich konnte diese bohrenden Blicke fühlen. Blicke, die ich mir in diesem Moment nicht vorzustellen wagte, es aber dennoch tat, weil ein Teil meines Hirns mich dazu brachte. In Gedanken sah ich schon, wie all diese Menschen in diesem Raum siegessicher ihre Arme verschränken, dabei ihre Köpfe dem nächsten Nachbarn zuwandten, um sich gegenseitig darauf vorbereiteten, dass ich den Kampf gegen das Unvermeidliche bald verlieren würde. Ich konnte sie hören, ihre Stimmen, ihre Gedanken und plötzlich flüsterte es aus allen Ecken: *„Seht ihr, gleich ist sie soweit! Gleich wird sie zugeben müssen, dass sie noch nicht imstande ist, die*

natürlichen Reaktionen des Körpers unter Kontrolle zu halten! Wir wussten es schon immer! Lisa Sander aus Lanzenberg ist und bleibt unfähig!“

Mit dem Gedanken tat sich plötzlich das Gefühl in mir auf, als wäre der ganze Saal schlagartig voll mit fremden Substanzen und meine Kehle fühlte sich jetzt noch viel schlimmer als eine staubige Wüste an. Hitze stieg mir in den Kopf, und diese kam diesmal nicht von der Lampe. Ich spürte, wie sich kleine Schweißperlen auf meiner Stirn bildeten und ich ahnte, dass diese nicht lange darauf warten würden, sich ihren Weg durch mein Make-up zu bahnen, um schließlich als schmierige braune Tropfen von meiner Nase zu hüpfen. Sie würden sich dann entweder auf meiner weißen Bluse, oder der hellen Hose ausbreiten und ziemlich unschöne Flecken hinterlassen. Ich schluckte verzweifelt, und als ich das tat, schien sich mein Hals dadurch nur noch mehr zu verengen. Meine Finger begannen zu zittern, und als ich erschrocken feststellte, dass dieses Buch in meinen Händen es ebenfalls tat, war es, als würden sämtliche für Reaktionen verantwortlichen Systeme außer Kontrolle geraten. Wieder hörte ich ihr Flüstern: „*Seht ihr, gleich ist sie soweit!*“

Reiß Dich verdammt noch mal zusammen, befahl plötzlich eine Stimme irgendwo in meinem Kopf. *Spott und Hohn ist ihre einzig wirksamste Waffe gegen Dich. Du weißt doch, wie das läuft. Sie trampeln dich so nieder, dass am Ende nichts weiter von Dir übrig bleibt, als ein kläglicher Haufen Dreck. Ein Haufen staubiger Dreck.* Bei diesem Gedanken versagte plötzlich meine Stimme und ging in ein leises Krächzen über. *Räuspern!*, dachte ich und geriet in Panik. Räuspern, oder trinken!

Das Wasser ...

Aus dem Augenwinkel sah ich das Glas und auch, wie es mir mit seinem kostbaren Inhalt entgegen glitzerte. Irrsinnigerweise musste ich in diesem Augenblick an einen Malwettbewerb denken, den einst irgendeine Umweltorganisation für Kinder von 7 bis 12 ins Leben gerufen hatte. Wasser ist Leben, so lautete damals das Thema und hätte ich gewusst, dass ich Jahrzehnte später hier sitzen und mich wahrhaftig so fühlen würde, als hänge mein ganzes Leben von diesem Element ab, dann hätte ich mir damals mit Sicherheit mehr Mühe gegeben und dafür gesorgt, dass ich wenigstens unter die ersten zwanzig gekommen wäre. Aber Malen und Zeichnen war noch nie mein Ding gewesen, genauso wenig wie Vorlesen mein Ding war und zum Gespött einer Lanzenberger Nation zu werden schon gar nicht. Und deshalb bedeutete das Wasser neben mir auch plötzlich nicht mehr Leben, es bedeutete nasses Überleben. Und ich wusste, wenn ich das hier überleben wollte, dann musste ich dieses verdammte Wasser trinken, koste es, was es wolle ...

„Und es wird dich eine Menge Punkte auf der Fähigkeitsskala kosten, Lisa! Alle Menschen in diesem Raum würden es sehen, wenn du auch nur versuchen würdest, dich diesem Überlebensexier zu nähern.“ In diesem Augenblick verpuffte mein koste es was es wolle Gedanke wie ein Tropfen Wasser auf heißem Stein und es mir blieb nur noch diese andere, vielleicht sogar die einfachste Möglichkeit diesen Dreck

in meinem Rachenraum mit einem Male dorthin zu befördern, wo er hingehörte - Räuspern.

Aber war das wirklich die Lösung?

Konnte man einen drohenden Hustenanfall mit einem kleinen, vielleicht sogar fast lautlosem Räuspern abwenden? Was, wäre wenn, ich gerade durch dieses Räuspern erst recht einen unkontrollierbaren Hustenanfall heraufbeschwören würde? Vielleicht sogar einer von der Sorte, den man hierzulande als „erste Sahne“ bezeichnete? Etwa ein solcher, der den Kopf von null auf hundert in Puterrot verwandelte, und der Stimmbänder und Zäpfchen so miteinander verkrampfen ließ, dass aus dem Mund nur noch eine Art Gebell ertönte? Ja, und wenn diese Phase dann überstanden war, dann würde man obendrein noch dem Antlitz eines Fisches auf dem Trockenen gleichen, der mit weit aufgerissenen Augen nach Sauerstoff rang. Wer weiß, vielleicht würde man im Anschluss auch noch ersticken? Ersticken, an einer nicht sichtbaren Substanz, die die Atemwege nicht nur belegte, sondern am Ende auch noch gleich ganz vernichten würde? Konnte man aus Angst, dass man zum Gespött einer ganzen Nation werden könnte, ersticken?

‘Verdammte Scheiße, ich muss doch nur husten’, dachte ich gequält. Es waren nur noch fünf Seiten, bis zum Ende. Fünf lange Seiten, die mir wahrscheinlich noch die Hölle auf Erden bescheren könnten, wenn nicht bald ein Wunder geschah. Und während ich mit meiner malträtierte Stimme, die sich nur noch irgendwo zwischen einem beklemmenden Schlucken und Einatmen aufrecht halten konnte, weiter aus Kapitel 3 vorlas, schwand meine Hoffnung auf Wunder mit jedem weiteren Wort.

---"Egal was er jetzt auch tun wird, ich werde es hinnehmen", dachte Mimi mit Unterstützung von Goodgirl und drückte mit zittrigen Fingern auf die Klingel. Aber Badgirl rächte sich prompt für diese Entschlossenheit und rief: "Stop! Wenn du es in Würde hinnehmen willst, solltest du dich noch mal vergewissern, ob die Frisur sitzt, der Hosenstall geschlossen, und auch kein Klopapier unter deinem Schuh klebt. Ist ja nicht so, als sei dir das noch nie passiert, gell? Auch solltest du überprüfen, ob sich in deinem Gesicht nicht etwas befindet, was da nicht hingehört ... und ich finde, da gehört `ne ganze Menge nicht hin!" ---

Mit letzter Kraft hatte ich den letzten Satz ausgespuckt, bevor meine Stimme gänzlich versagte, weil meine Lunge sich nun endgültig verkrampfte und zum Husten ansetzte. Zu meiner eigenen Überraschung erfüllte genau in diesem Augenblick eine Lachsalve den Raum. Es hatte ein klein wenig gedauert, bis ich begriff, dass diese nicht mir, sondern Badgirl galt. Das Wunder war geschehen und ich glaube, ich habe noch nie ein Wunder mehr zu schätzen gewusst, als in diesem Augenblick. Meine Zuhörerschaft war abgelenkt und ich nutzte diese plötzliche und wohl auch einzige Chance, griff, ohne weiter zu zögern nach dem Glas Wasser zu meiner Rechten und nahm einen hastigen Schluck. Das kühle Wasser fühlte sich wie Balsam in meinem Rachen an und der Wunsch nach mehr wurde fast unerträglich. Schnell nahm ich

noch einen weiteren Schluck, um auch ganz sicher zu gehen, dass der letzte Abschnitt der Vorlesung ohne plötzlichen Hustenreiz, oder Stimmverlust vonstattengehen konnte. Dann stellte ich das Glas schnell wieder zurück. Scheu hob ich den Kopf. Niemand schien etwas bemerkt zu haben. Das beruhigte mich ein wenig und brachte mir sogar den irrsinnigen, aber dennoch erheiternden Gedanken, was passieren würde, wenn das alarmierende Glucksen in meinem Magen, sich plötzlich zu einem unvermeidlichen Aufstoßen entwickeln würde. Was würde passieren, wenn man auch diese natürliche Reaktion unterdrückte? Was würde überhaupt passieren, wenn man sämtliche Körperöffnungen zum Luftablassen verschließen würde? Würde man vielleicht wie ein Luftballon zerplatzen?

Innerlich schien mein Witz kein Ende nehmen zu wollen und irgendwie hätte ich mir auch gewünscht, dass er niemals ein Ende nehmen würde. Doch die Realität holte mich unsanft wieder zurück, als ich sah, dass sich die amüsierte Stimmung inzwischen wieder in ein erwartungsvolles Schweigen verwandelt hatte. Ohne zu zögern, las ich weiter. Die alarmierenden Zuckungen im Rachenraum waren verschwunden, aber dennoch nutzte ich vorsichtshalber eine neue Schlucktechnik, damit meine Stimme auch bis zum Ende fließend blieb. Dann, etwa zehn Minuten später, war es endlich vorbei.

... oder fing es vielleicht danach erst richtig an?

FORTSETZUNG FOLGT "live" bei meiner ersten Lesung. :-)